

Liebe Martina Löw,

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Benz,

Sehr geehrte Familie Schader,

Lieber Herr Gemeinhardt

Lieber Otfried Jarren

Sehr geehrte Mitglieder des Stiftungsrats,

des Großen und Kleinen Konvents der Schader Stiftung,

Meine Damen und Herren,

auffallend viele der großen Zukunftsfragen sind Raumfragen. Das beginnt mit der Frage der Migration – wer hat unter welchen Bedingungen Zutritt zu welchen Räumen, wer darf sich unter welchen Bedingungen wo aufhalten, und, ganz konkret, wie bringt man die weltweit über 120 Millionen Flüchtlinge und Binnenvertriebenen unter, an welchen Orten, in welchen Gebäuden? Wir leben nicht nur in einem Zeitalter neu entflammter Territorialansprüche, die geprägt sind vom Kampf um den Zugang zu bestimmten Orten, zu Wasser, Bodenschätzen und anderen Ressourcen.

Wir erleben auch einen Moment, in dem die Zukunft des Planeten so direkt wie nie zuvor an der Frage der Planung und Gestaltung von Räumen, Städten, Orten und Häusern abhängt: Bau, Betrieb und Abriss von Gebäuden sind für gut 40 Prozent aller klimaschädlichen Gase verantwortlich. Dass durch die Wohnungsnot Millionen Menschen gezwungen sind, sich jenseits der Stadtzentren anzusiedeln und mit dem Auto zur Arbeit zu pendeln, lässt den CO₂-Ausstoß massiv steigen.

Dazu kommt etwas, das man einen sozialen Klimawandel nennen muss. Es wächst die Zahl jener Menschen, die sich abgehängt und von ökonomischer und sozialer Teilhabe „ausgeschlossen“ fühlen. Dieser Begriff ist nicht zufällig ein Wort aus der Welt der Räume. Architektur und Städtebau befinden sich in einem neuen Krisenparadox: Weil Bauen eine der klimaschädlichsten Aktivitäten ist, sollte angesichts des Klimawandels am besten gar nicht mehr gebaut werden, gleichzeitig verlangt die Politik mit Blick auf die Wohnungsnot Bauturbos und hunderttausende von Neubauten. Aber was soll gebaut werden, wie, und für wen genau?

So wie der Stifter dieses Preises hellichtig und früh erkannte, dass die Baupolitik am Bedarf der Bevölkerung und ihrem Wandel vorbeibaute, dass also die falschen Wohnungen gebaut wurden, so findet auch heute ein radikaler Wandel statt, der alle Lebensbereiche, vor allem aber auch die Stadt, das Wohnen, die sozialen Rituale betrifft – und der sich bisher viel zu wenig in der Planungs- und Baupraxis abbildet. Wir bauen immer noch um die Lebenswirklichkeit von Kleinfamilien und alleinlebenden Singles herum; aber wo könnten drei Alleinerziehende mit ihren Kindern, oder sechs befreundete Rentner, die nicht ins Altersheim wollen, gut zusammenleben? Wohnungsbau ist immer auch eine normative Setzung, die bestimmte Lebensentwürfe fördert und andere verhindert. Und Wohnungsbau, zumal im großen Maßstab, entsteht nicht im luftleeren Raum. Er baut Städte weiter oder schafft neue Städte, gute oder schlechte.

Aber was ist eine gute Stadt? Ausgerechnet in dem Moment eines – unter anderem durch die Digitalisierung verursachten – tiefgreifenden Wandels der klassischen Stadt und ihrer Nutzung fehlen uns Kategorien, Begriffe, Analysewerkzeuge, um ihren Wandel zu begreifen und in produktive Bahnen zu lenken. Die Sprache, die wir zur Beschreibung der Städte und des Wohnens nutzen, prallt an neuen Realitäten ab. Nehmen Sie ein ganz einfaches Beispiel: Wir würden sagen, ein Schlafzimmer ist ein privater

Raum, die Straße ein öffentlicher Raum. Aber ist jemand, der mit dem Laptop den ganzen Tag auf dem Bett sitzt, sich filmen lässt, Zoomkonferenzen abhält, Informationen austauscht, Leistungen erstellt und anbietet, also vom Bett aus all das tut, was man früher auf dem Marktplatz tat, und durchgehend sichtbar ist, in einem „privaten“ Raum? Und wenn er seine Geräte abstellt und durch eine leere Straße läuft, um Luft zu holen, in einem „öffentlicheren Raum“? Sind die Jugendlichen, die stundenlang mit Freunden im Foyer von Museen wie der Tate Modern sitzen, in einem öffentlichen Raum oder in einer neuen Form von urbanem Wohnzimmer, bei dem die Kategorien öffentlich und privat nicht mehr greifen?

Die Digitalisierung aller Lebensbereiche hat das Sprechen über Wohnen und Stadt in die Krise gestürzt – bis hin zur Frage, was eine Stadt eigentlich noch ist, wenn alles, was jahrtausendlang in ihr stattfand, die Produktion und der Handel mit Waren, Arbeit und Einkaufen, sich in den digitalen Raum verlagert; wenn Online-Retail die Shopping Malls eingehen lässt und Home Office auf lange Sicht die Bürotürme überflüssig macht und mit ihnen die vielen Restaurants verschwinden, wo die Angestellten zum Lunch gingen. Verkürzt gefragt: Was kann eine Stadt sein, wenn in ihr nicht mehr gearbeitet und nicht mehr eingekauft wird? Wenn das Wertvollste, was in ihr produziert wird, Daten sind, die aber fern dieser Städte verarbeitet und monetarisiert werden? Wie kann man diese Prozesse kategorial fassen – und damit handhabbar machen?

Das Schreckbild der Zukunftsstadt als einem reinem Auslieferungsraum steht im Raum, durch den nur noch Amazon-Lieferanten sausen und ein paar Touristen.

Ist die Zukunft der Stadt ihre Musealisierung für den touristischen Bedarf? Oder könnte in dem Moment, in dem die Kaufhausketten und Bürotürme, die in den sechziger Jahren von einer kritischen Stadtsoziologie als stadtzerstörerisch gebrandmarkt wurden, nicht von einer Revolution,

sondern von der inneren Logik des digitalen Kapitalismus selber zerstört werden? Könnte in diesem Moment unter deutlich geringerem ökonomischem Druck das zurückkehren in die Stadt, was damals verdrängt wurde, wurde nämlich kleine Läden, Manufakturen, Werkstätten, in denen zirkulär produziert und repariert wird und neue lokale Erwerbs- und Teilhabemöglichkeiten entstehen; wäre eine derartige Wiederbesiedlung der Stadtzentren ein Weg in die Zukunft der Stadt?

Ich stelle diese Frage bewusst falsch, um Ihnen zu zeigen, wie wichtig in dieser Situation die Theoriebildung und das Denken von Martina Löw sind. Die erste Fehlstellung der Frage ist die Behauptung, „die Stadt“ sei in der Krise. Die Stadt gibt es nicht. Es gibt Städte, die Besonderheiten haben, die sich unterscheiden. Martina Löw hat in ihrer Zeit an der TU Darmstadt einen Begriff geprägt, der zentral ist für das Verständnis dessen, was Städte ausmacht und in der Folge auch zentral ist für die Frage, was mit ihnen zu tun sei, um sie für die Zukunft lebenswert für alle ihre Bewohner zu machen. Dieser Begriff lautet „Eigenlogik“.

Er begegnete mir zum ersten Mal bei der Lektüre ihres Grundlagenwerks „Soziologie der Städte“ und ist einer jener wenigen Begriffe, die die Qualität eines Werkzeugs haben, das ein ganzes Metier für immer verändern kann.

Martina Löw hat sich in unvergleichlicher, kritischer Weise der Stadt als sozialem Konstrukt genähert, vor allem aber die normativen Vorannahmen kritisch befragt, die in Soziologie und Raumtheorie bisher vorherrschten.

Was macht eine Stadt aus, was macht sie lebenswert? Das Stadtmarketing hat eindeutige Antworten: ihre Unterscheidbarkeit von anderen Städten. Martina Löw beginnt die „Soziologie der Städte“ mit dem Blick auf Farbzuschreibungen des Stadt-Brandings: London sei rot wie seine Busse und aus Stadtmarketinggründen konservierten Telefonzellen, New York gelb wie seine Taxis und Ampeln.

„Städte versuchen gezielt, Einwohner bzw. Einwohnerinnen an die Stadt zu binden oder neu zu gewinnen“, schreibt Martina Löw. „Dies gelingt nur, wenn es einen Grund gibt, warum man in Frankfurt am Main und nicht in München, Berlin oder Köln lebt. Das Eigene zu betonen oder – wie München anlässlich seines Jubiläums feststellt – neu zu erfinden, wird als vornehmliche Aufgabe angesehen.“ Doch jenseits dieses Brandings gibt es tiefersitzende, historisch gewachsene Eigenarten von Städten, in denen das eigentliche Potenzial zu ihrer, auch widerständigen Weiterentwicklung liegt. Löw setzt mit dem Befund an, „dass die Stadtforschung von der Aufmerksamkeit für Stadtdifferenzen bislang relativ unbeeindruckt bleibt.“ Was sind diese Stadtdifferenzen? „Armut, Homosexualität oder Kindheit“ fühlten sich, so Martina Löw, „anders an, je nachdem, in welcher Stadt man sie erlebt. Lebenschancen hängen also von Städten ab. Wovon man keine Kenntnis hat, ist, wie dieses Anderssein soziologisch zu fassen ist.“

Genau das gelingt Löw, und man kann die Konsequenzen der Instrumente, die sie in diesem Analyse- und Differenzierungsprozess entwickelt, gar nicht genug betonen. Löws „Soziologie der Städte“, aber auch ihre Studien zu Geschlechterdifferenzen und überhaupt Differenzierungen der Städte schafft die theoretische Grundlage dafür, Städte in Zukunft anders und klüger zu bauen, und man darf gespannt sein, was Martina Löws aktuelle Erforschung der Qualität von öffentlichen Räumen im Zeitalter der Digitalisierung ergeben wird.

Verkürzend kann man sagen, dass jede Stadt eigene Räume, Atmosphären, Selbstwahrnehmungen hervorgebracht hat, die eigene Chancen zur Weiterentwicklung bieten – wenn man sie denn erkennt. Ein Beispiel – die Preisträgerin darf gern intervenieren und protestieren, wenn ich ihre Theorie hier falsch anwende – ist Rom: In den fünfziger Jahren ließ die Stadt, um das historische Zentrum zu erhalten, einen Autobahnring, den GRA bauen, an dem neue Wohnviertel, Universitäten und Shoppingmalls, kurz die moderne Stadt errichtet wurden. Heute sind

viele dieser Infrastrukturbauten Ruinen und werden von Jugendlichen besetzt oder aber legal umgebaut von einer jüngeren Generation von Architekten, die diese Neubauviertel aus den Filmen von Pasolini und Antonioni kennen und deswegen ein besonders Verhältnis zu ihnen haben. Aus einer Lagerhalle wird etwa ein Club mit einem Pool, der an heißen Sommertagen von tausenden belagert wird. Doch der Erfolg des Orts, die Identifikation mit ihm, liegt auch an der spezifischen Überlagerung von Stadt- und Filmgeschichte. Am Stadtrand von Genua wäre ein ähnliches Projekt vielleicht gescheitert.

Ein anderes Beispiel, das Löw anführt, ist Leipzig:

Dort veranstalten aus dem Westen zugereiste Aktivisten in den 2000er Jahren Wohnpartys und gestalten Räume als öffentliche Wohnzimmer. Sie fanden dafür aber auch passende Räume vor und setzten, so Löw, „ohne es zu wissen, ausgerechnet jene Handlungsmuster für ihre politischen Aktionen auf, die schon zu DDR-Zeiten in Leipzig typisch waren, und zwar ohne dass es den politischen Akteuren bewusst ist. Das heißt, die kulturellen Dispositionen prägen das kollektive Handeln schleichend. Leipzig ist eine ‚Revoluzzerstadt‘“. „Politische Strategien“, folgert Löw, seien „nicht nur auf Akteursnetzwerke, sondern auch und vor allem auf Strukturen des Ortes zurückzuführen, in die sich Handlungen einbetten.“

Eines von Löws Beispielen für die Eigenlogik von Städten sind Jerusalem und Israel: „Tel Aviv verkörpert das moderne Israel, eine westliche Metropole, während das nur eine Autostunde entfernte Jerusalem die »heilige Stadt« ist. Tel Aviv verdankt seine Strand-, Freizeit- und Schwulenkultur gerade der Verankerung religiöser Kultur im als das Andere konstituierten Jerusalem. Eine Wissenschaftlerin, die in Tel Aviv arbeitet, muss sich im säkularen Milieu für ihren Wohnort Jerusalem rechtfertigen, umgekehrt wohnen viele Mitarbeiter der Universität von Jerusalem selbstverständlich in Tel Aviv. Die Städte entwickeln sich »eigenlogisch« und in der Abgrenzung voneinander aufeinander bezogen“.

Städte sind nach Löw ein komplexes Gebilde aus spezifischen Räumen, aus individuellen und kollektiven Erfahrungen, Stimmungen und einem Geflecht von Praktiken, die zusammen, wie es Raymond Williams formuliert, eine „Structure of Feeling“ erzeugen; die Entwicklung einer Stadt und ihre Verwandlungen sind, wie Henri Lefebvre einmal sagte, eher mit denen einer Sprache vergleichbar.

Erst wenn man diese Sprache, den besonderen Ton einer jeden Stadt in Differenzierung von anderen versteht, kann man die Entwicklungsmöglichkeiten einer Stadt begreifen und nicht bloß allgemeine Stadtentwicklungsideen auf den konkreten Ort beziehen. Nur so kann ein axiomatischer Wandel in der Methodologie der Stadtentwicklung jenseits von bloßen Status-quo-Updates und klischeeverstärkendem Stadtmarketing stattfinden.

Löw plädiert dafür, Städte wie Menschen zu betrachten und zu vergleichen: „Wenn es zur Interpretation sozialer Wirklichkeit sinnvoll möglich und wissenschaftlich produktiv ist, Menschen nach biografischen Erzählstrukturen und nach milieudifferenzierenden Handlungs- und Präferenzanalysen zu Gruppen zusammenzufassen, warum sollte das für Städte nicht auch möglich sein?“ Die Eigenlogik einer Stadt webe sich „in die für die Lebenspraxis konstitutiven Gegenstände hinein, in den menschlichen Körper (Habitus), in die Materialität der Wohnungen, Straßen, Zentrumsbildung, in die kulturelle Praxis, in die Redeweisen, in die emotionale Besetzung einer Stadt, in die politische Praxis“; oft sei die Eigenlogik einer Stadt so dominant ist, „dass sie selbst in die Subkulturen hineinwirkt – die Studentenbewegung in Berlin unterschied sich in signifikanter Weise von der in Frankfurt am Main oder Freiburg“.

Aus der Analyse der Eigenlogik von Städten, der sozialen Konstruktion von Räumen entsteht, und das ist selten genug in den Gesellschaftswissenschaften, eine konkrete politische Handlungsoption. Löw will nicht weniger als „durch konzeptuelle Überlegungen zu neuen

Forschungsperspektiven, vergleichenden Stadtforschungsprojekten sowie zur systematischen Integration lokaler Differenzen und Potenziale in politische Strategien“ anregen. Löw argumentiert, dass „sich Entwicklungen von Städten nur dann effektiv beeinflussen lassen, wenn die „Eigenlogik“ einer Stadt verstanden wird...Man kann in den wirtschaftlichen Sektor investieren, man kann Kultur ausbauen, man kann Politiker austauschen, man kann neue Planungskonzepte realisieren, aber welche Ideen in einer Stadt generiert, welche realisiert und welche Projekte schließlich akzeptiert werden, ist Ausdruck eines praktischen Sinns für eine Stadt.“

Die Eigenlogik einer Stadt ist mehr als eine identifikationsstiftende Kulisse. Löw nimmt die Forderung nach mehr Bildqualitäten in modernen Städten und die teilrekonstruierte Altstadt von Frankfurt zum Beispiel, um auf ein grundlegendes Missverständnis hinzuweisen.

Dahinter steht auch die Frage eines „produktiven Raumbegriffs“: wie Raum soziale, ethische, geschlechtliche Ungleichbehandlung, allesamt zentrale Themen in Löws Neuausrichtung der Stadtsoziologie, auflösen kann.

In Frankfurt wurde vor gut 20 Jahren das moderne technische Rathaus abgerissen und durch Rekonstruktionen der Alstadthäuser ersetzt, in denen sich aber nun, anders als früher, als hier Schlachter und Tischler herumlärmten, eher sterile und hochpreisige Läden und Bistros für den touristischen Bedarf befinden. Das Ergebnis war eine formale, und keine strukturelle Wiedergewinnung der Altstadt. Man hat die Häuser nachgebaut, aber nicht das Leben wieder aufleben lassen, das damals in ihnen stattfand und an das sich ältere Frankfurter wehmütig erinnerten. Eine Stadtforschung im Sinne von Löws Eigenlogik, die charakterisierend und typologisierend Grundstrukturen von Städten erforscht und Raum als Bedingung und Resultat sozialer Prozesse wahrnimmt, wäre darauf gekommen, dass die Qualität der Frankfurter Altstadt nicht nur in den

Fassaden und kleinen Gassen lag, sondern an ihrer Nutzung: Es gab ein wildes Nebeneinander von Schlachtereien, Tischleien, Gewerbe, Handel und Finanz, und es war dieses soziale Amalgam, das für Schlachter und Bankiers einen gemeinsamen, lauten, chaotischen, lebendigen Raum schuf, der die Eigenlogik der Stadt Frankfurt prägte, die sich noch heute als einerseits ortsverwurzelt und bodenständig und andererseits weltläufig empfindet. Es war diese soziale, ökonomische, städtebauliche Qualität, die das soziale Gebilde „historisches Frankfurt“ ausmacht. Eine Rekonstruktion des lebendigen, chaotischen und inklusiven Erfahrungsraums mit Werkstätten und Betrieben und populären, billigen Wohnungen wäre vielleicht mehr im Geiste dieses alten Frankfurts, seiner Eigenlogik gewesen als die minutiös rekonstruierte, sterile Kulissenarchitektur. Oder in Löws Worten: „Ein unverwechselbares Stadtbild platziert zu haben bedeutet nicht notwendig, Heterogenität zu fördern“. Eine Eigenlogik-Analyse und -Diskussion hätte Frankfurt ein bedeutend zukunftsweisenderes Zentrum beschere können.

Es war vorhin die Rede von der Sprachkrise der Raumwissenschaft, die am Ende zu einer Unfähigkeit führt, Städte intelligent weiter zu planen. Ich möchte deshalb hier noch einmal auf Martina Löws Umgang mit Sprache als Erkenntnisinstrument zu sprechen kommen.

Es ist vielleicht kein Zufall, dass sich ihr Denken an literarischen Reflexionen des Städtischen entzündet und den weiterfindenden, sprachschöpferischen und damit wahrnehmungssteigernden Kern literarischer Sprache in die Wissenschaft mitnimmt.

Der „Soziologie der Städte“ ist eine Szene aus Katharina Hackers Stadterzählung „Tel Aviv“ vorangestellt, die Einführung in die „Differenzierungen des Städtischen“ beginnt mit einem Zitat des Schriftstellers Feridun Zaimoglu. Löws Sprache leistet mehr als wissenschaftliche Präzision; sie schafft neue theoretische Begriffe wie den der Eigenlogik, die einen durchschlagenden Erkenntnisgewinn und

fundamentale Neuorientierungen der Planungs- und Baupraxis ermöglichen. Aber sie schafft auch Sprachbilder, deren Schlagkraft und Humor allein schon wahrnehmungsschärfend und erkenntnisfördernd wirken: „Es ist so“, schreibt Löw etwa an einer Stelle, „als stünde die Soziologie der Stadt auf einem Bein: Sie kann viel über die Stadt als Laboratorium der Gesellschaft sagen, aber wenig über die Stadt als distinktes Wissensobjekt“. Das Bild der auf einem Bein hinkenden Stadtsoziologie wird man nicht mehr los. Löw gibt diesem hinkenden Wesen mindestens drei neue Beine dazu.

Mag sein, dass die Städte sich in Zeiten des Klimawandels, der Digitalisierung und ihrer Folgen und der sich verschärfenden sozialen Segregation in einer der größten Krisen ihrer Geschichte befinden. Aber Martina Löws Blick auf ihre Eigenlogik hilft, ihre auch widerständigen Potentiale zu entdecken und mit ihnen zu arbeiten, sie präziser zu verstehen und so intelligenter und besser um- und weiterzubauen.

Dem Stifter dieses Preises liegt die Förderung der Kommunikation und der Kooperation zwischen Gesellschaftswissenschaftlern und Praktikern des Wohnungsbaus am Herzen. Schon weil theoretische Stringenz und Brillanz selten so direkt in politische Handlungsoptionen münden, könnte man sich kaum eine bessere Preisträgerin denken als Martina Löw. In diesem Sinne einen ganz herzlichen Glückwunsch und Ihnen vielen Dank fürs Zuhören.